

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

Nr. 23.

Erster Jahrgang.

6. Juni 1857.

Sagen der Slovenen.

I.

Es wäre gewiß eine lohnende Arbeit für den vaterländischen Geschichtsforscher, den Sagenreichtum der Slovenen nach allen Richtungen auszubenten, die Genese dieser Traditionen auf die ihnen zu Grunde liegenden Naturanschauungen und histor. Thatfachen, die häufig auf einen uralten heidnischen Kultus reichen, zurückzuführen, und wo sich ähnliche Anklänge bei den übrigen Slavenstämmen vorfinden, ihre von einander abweichenden Einzelheiten, ferner die Metamorphosen, welche jene im Verlaufe der Zeiten durchgemacht haben, aus der Verschiedenheit des National-Charakters, aus der Beschäftigung des Volkes und dem jeweiligen Bildungsgrade desselben nachzuweisen. Leider besitzen die Slovenen kein Werk, worin dieses in kulturhistorischer Beziehung höchst wichtige Materiale aufgespeichert läge, und unsere realistische Zeit ist der Sammlung der in dem Munde des Volkes noch lebenden Sagen keineswegs günstig, indem sich der gemeine Mann gegenüber dem Gebildeten, aus Besorgniß, er könnte als Zielscheibe des Spottes und Wises dienen, nur ungern zu solchen Erzählungen herbeiläßt, die ihm selbst albern dünken, nach seiner Meinung nur in langen Winterabenden in den Spinnstuben, oder als Kindermärchen sich noch anhören lassen.

Bei dieser Schwierigkeit im Sammeln ist der Werth solcher Aufzeichnungen um so höher zu stellen, nur müssen sie objektiv gehalten und von allen weitem Andichtungen und Ausführungen, wie sie Mancher als verschönernde (?) Beigabe hinzusetzt, rein erhalten werden. Bei den einzelnen Sagen thäte auch eine genaue Lokalisierung derselben, mit Angabe ihres geographischen Vorbereitungsbezirktes, noth. Dieser letztere Gesichtspunkt hat in einer erst in jüngster Zeit entstandenen Wissenschaft, nämlich in der Pflanzengeographie, die schönsten Resultate zu Tage gefördert, und seine Anwendung auf jenes Gebiet historischer Forschung dürfte um so mehr anzuempfehlen sein, da ja die Sage ebenfalls als eine Blume des Volkslebens, die leider im Aussterben begriffen ist, angesehen werden kann. Welche reichlichen Schätze davon die Linguistik, die Ethnografie und die kaum im ersten Keime befindliche slavische Mythologie zu erwarten hätte, ist von selbst einleuchtend.

Als Sammler in dieser Richtung steht unter den Südslaven der Serbe Vuk Stefanović unerreicht da, und so wie seiner Herausgabe der „Serbischen Volkslieder“ die gerechte Bewunderung Europa's zu Theil wurde, ebenso erregten auch seine vor einigen Jahren erschienenen „Erzählungen des serbischen Volkes“ eine gleichgroße Sensation. Nur eine tiefe Empfänglichkeit für die leisesten Anklänge des echt Volksthümlichen, verbunden mit ruhiger Objektivität und feinem Takte, vermag aus der Masse des mitunter Abgeschmackten, was sich das Volk erzählt, das Rechte zu finden, das Korn von der Spreu zu sondern, und selbst einzelne Fragmente der Volks Sage zu einem anziehenden Bilde zusammenzustellen.

Auch den Sagen unseres Volkes wird endlich die verdiente Beachtung zu Theil, und eine lobenswerthe Mühsigkeit gibt sich unter den jüngern slovenischen Schriftstellern auf diesem Gebiete kund, wie man fast aus jeder Nummer der sloven. Zeitschrift „Novice“ erfahren kann. Eine kleine Blüthenlese aus dem dort Veröffentlichten dürfte auch für unsere Leser von Interesse sein.

Es waren goldene Zeiten für den Bauer, erzählt die Sage, als sich noch die weißen Frauen (bele žene) sehen ließen. In ganz Krain sind sie auch unter dem Namen rojenice bekannt, was süglich mit Fruchtspenderin übersetzt werden könnte, da rojenica an rodovitnost, Fruchtbarkeit, die von ihnen ausströmte, erinnert und auch aus gleicher Wurzel stammt. Die kärnt. Wenden haben dafür die Bezeichnung Zelikžene, welches hybride Wort so viel als selige Weiber bedeutet und aus dem korrumpirten „selig“ und „žena“ (Weib) zusammengesetzt ist.

Die „weißen Frauen“ waren von ausnehmender Schönheit und zeigten sich stets, in weiße Gewänder gehüllt, mit gelösten Haaren. Am liebsten bewohnten sie die lustigen Anhöhen, zuweilen wählten sie sich auch Grotten zum Aufenthalt. Die geheimen Kräfte der Natur waren ihnen wohl bekannt, und wenn die Zeit kam, da es am besten war, diese oder jene Frucht zu säen, riefen sie von den Anhöhen: „sae, sae!“ Wohl Jenem, der ihrem Rufe folgte: er erntete tausendfältigen Segen. Hier nur ein Beispiel davon.

Zichmes war vorüber und tiefer Schnee deckte Berg und Thal, da rief die weiße Frau jeden Morgen von der Höhe des Vancove (in Oberkrain): „Bauer, säe Bohnen!“ Der Bauer zögerte Anfangs, aber da er den Ruf jeden Morgen

hörte und sich dachte, die Rojeniza habe ihm bisher nur Gutes gerathen, entschloß er sich, Folge zu leisten und besäete die Mitte des schneebedeckten Feldes mit Bohnen. Als der Schnee geschmolzen war, bestellte er auch das obere und untere Stück des Feldes mit jener Frucht. Was er später gesäet, ging vor dem vielen Ungeziefer zu Grunde, die Frühlfaat aber wuchs erstaunlich in die Höhe, nur setzte sie keine einzige Hülse an. Ärgerlich darüber, trieb er die Kühe in's Feld, um das grüne Kraut abweiden zu lassen. Da zeigte sich der Segen der weißen Frau, alle Stengel waren mit reifen Samen angefüllt.

Oft zeigten sie sich den Hirten auf der Weide und molken die Milch ihrer Kühe in silberne Melkgeschirre. Niemand hätte es gewagt, sie dabei zu stören, da dem Hause später dafür großes Heil widerfuhr.

Ihr Gesang war wundervoll, und von seinem Zauber weiß man Vieles zu erzählen. So lebte am Fuße des Obir (in Kärnten) ein Jäger, der häufig nach Hirschen und Rehen pirschte. Einst verfolgte er eine weiße Hirschkuh und vernahm den wunderlieblichen Gesang der Rojeniza, der ihn so sehr entzückte, daß er auf sein Wild gänzlich vergaß.

Obwohl sich die „weißen Frauen“ der Menschenkinder nur aus Mitleid und Wohlwollen erbarmten, war ihr Herz auch den Gefühlen der Liebe nicht fremd. Einst schlief ein schöner Hirt auf einer Alpe im Freien. Die Rojeniza schwebte ober ihm auf einer Wolke vorüber. Sie wurde seiner gewahr, flog von der Wolke herab und küßte den schönen Schläfer. Der Hirt erwachte und fühlte unendliche Süßigkeit im Herzen und auf den Lippen. Der Hauch der Rojeniza hatte ihm die Schnelligkeit des Hirschen und solche körperliche Schönheit gegeben, daß alle Mädchen des Dorfes bei seinem Anblick närrisch wurden. Man warf ihn deshalb in einen tiefen Kerker, aus welchem ihn die Rojeniza entführte. Später wurde der Hirt nie wieder gesehen. Also wird in Kärnten erzählt.

Die „weißen Frauen“ gingen mit ihren Lieblingen auch den Bund der Ehe ein. Doch mußten diese geloben, sie nie um die Ursache ihres Thuns und Lassens zu befragen. Wurde dieß Angebots gebrochen, so verschwand die weiße Frau für immer.

An die Stelle der idyllischen „weißen Frauen“ der Slovenen traten in den Sagen der kriegerischen Serben die Heldengestalten der „Wilen“ auf, denen in den epischen Dichtungen dieses Volksstammes die Rolle der homerischen Götter zugebacht ist. Auch die Wilen sind mit allen Reizen der Schönheit ausgestattet. Das Volkslied kann zum Lobe des serbischen Mädchens, nachdem es sich in der Schilderung aller weiblichen Vorzüge erschöpft hat, nichts mehr hinzufügen, als „daß die Wila im Waldgebirge nicht schöner sei.“ Sie besitzen die Schnelligkeit des Windes und jagen auf den Wolken einher. Die Rosse der berühmtesten Helden werden, mit Rücksicht auf diese Eigenschaft, „Wilenrosse“ genannt. Auch die Wilen erscheinen in weißen wallenden Gewändern, mit gelöstem Haare, sie bewohnen die Berggipfel, tanzen daselbst auf offenen Plätzen den Rundreigen, wetteifern im Gesange mit Menschenkindern und kennen alle Heilkräfte der Natur.

Doch wäre es für ihren hohen Sinn zu niedrig, dem Landmanne berathend zur Seite zu stehen, über seine Saaten eine Aufsicht zu führen; sie sind Verschwister der Helden, mit denen sie Bündnisse schließen. Sie warnen diese ihre Lieblinge vor drohenden Gefahren und leisten ihnen in der größten Noth auch persönliche Hilfe. Das Wohl der Nation liegt ihnen zunächst am Herzen; wird es durch feindliche Einfälle oder durch innere Zwietracht gefährdet, so lassen sie ihren Mahnruf ertönen.

In Oberkrain und Kärnten sind die Wilen nicht einmal dem Namen nach dem Landvolke bekannt, wohl aber in dem Gürtel Unterkrain's, welchen die weißen Krainer bewohnen, und in dem an Kroatien angrenzenden Theile von Untersteiermark. Wir wollen eine nach der Erzählung des Volkes in der Umgebung von Warasdin wörtlich niedergeschriebene, auch an der Kulpa einheimische Sage, worin von der Wila die Rede ist, in wortgetreuer Uebersetzung des slav. Textes (Novice, p. 149) hier wieder geben.

Einst war eine Mutter, welche den Kraljevič Marko gebar. Sie hatte ihn anferzogen und auf Heldenfüße gestellt. Als Marko heranwuchs, mußte er Schweine hüten; aber er war schwach und ein kleiner Knabe, so daß ihn seine Gefährten schlagen konnten, und sie wollten, daß er ihr Diener wäre und ihre Schweine hüten sollte. Er aber wollte es nicht thun, und sie schlugen und mißhandelten ihn also, daß er von ihnen fliehen mußte. Er lief davon und ging in's Feld, und irrte herum, indem er sich dabei dachte: sie würden mich den ganzen Tag schlagen, bald der eine, bald der andere, so aber, wenn ich Abends zu ihnen komme, wird es bloß ein Mal geschehen. Umherirrend, kam er zu einem Kinde. Er gewahrte, daß es schön war und an der Sonne läge. Er bereitete ihm Schatten von Zweigen und ging ein wenig weiter, wo er sich setzte.

Als er also saß, kam die Wila herbei und sprach bei sich selbst: „Lieber Gott! wer hat das gethan? mag er mich bitten um was immer auf der Welt, ich würde es ihm geben.“

Marko erblickte sie, trat näher und sagte: „Schwester, ich habe dieß gethan.“ „Du thatest es, Brüderchen? Wohl an, um was immer du mich bittest, will dir schenken, weil du so gut warst, dem Kind Schatten zu bereiten.“ „Aber, theure Schwester, das, um was ich dich bitten würde, könntest du mir nicht geben.“ „Nun, was wäre das? sage es mir nur.“

Er dachte daran, daß ihn seine Gefährten auf der Weide nicht schlügen, und bat sie, daß er gerne stark und kräftig wäre, damit ihn jene nicht mißhandelten.

Und sie antwortete: „Wohl an, da dieß dein Wunsch ist, so sauge an meiner Brust.“ Er folgte ihr und that es. Darauf sagte ihm die Wila: „Nun, rüttle an diesem Steine, ob du ihn wohl wirst bewegen können.“ Der Stein wog zwölf Zentner. Er versuchte es, aber er brachte ihn nicht von der Stelle. Da sagte die Wila: „Sauge nochmals, hernach versuche ihn von der Stelle zu verrücken.“ Er that beides, und lockerte ein wenig den Stein. Dann trank er nochmals, und konnte ihn schon heben. Und abermal trank er, da konnte

er den Stein schon in die Höhe werfen, weit über die Berge, daß er nicht mehr zu sehen war. Und zuletzt befahl ihm die Wifa, noch zu saugen. Dann aber sagte sie: „Gehe nun überall hin, wo es dir lieb und theuer ist, dich wird Niemand mehr schlagen, auch nicht deine Gefährten.“

Eine sonderbare Weiße für seine künftigen Heldenthaten erhielt nach dieser Erzählung der vorzüglichste Held der Südflaven. In den serbischen Volksgefängen findet sich keine, auch nur entfernte Andeutung dieser Sage, und obwohl dem Ruhme des Helden der Umstand, daß er Schweine gehütet, keinen Abbruch machen würde, da die homerische Anschauung dieses Standes, der im Schweinshirten Eumäus der Odysse seine epische Verherrlichung erhielt, auch bei den Serben gang und gäbe ist, so wird doch in den Marko-Liedern seine königliche Abkunft besonders hervorgehoben.

In den spätern Thaten dieses abenteuerlichen Helden stimmen die slovenische Sage und das serbische Volkslied mehr überein.

Verschiedenes.

Bürger's Grab. Auch nach dem Tode wurde Bürger von einem mißgünstigen Gesichte verfolgt. Sein Grab war lange Zeit unbekannt. Im J. 1845 wurden Studirende in Göttingen durch Otto Müller's Roman, welcher Bürger's Leben zum Gegenstande hat, veranlaßt, Bürger's Grab zu ermitteln; es gelang auch wirklich durch einen Todtengräber, der sich der Erzählung eines Schneiders erinnerte, daß einmal ein armer Mann, Bürger geheißten, an einem gewissen Orte begraben worden. Der Mann sei vor Elend gestorben, nur der Buchhändler Dietrich sei gefolgt und dieser habe eine Akazie auf das Grab gepflanzt. Man fand die Akazie und erkannte daran die Ruhestätte. Die Studirenden ließen sich auf ewige Zeiten die Stätte schenken, um ein Denkmal darauf zu errichten. Aber das Denkmal kam nicht zu Stande, obwohl man seinethalb auch die Akazie gefällt hat.

Zur Naturgeschichte der Forelle. Was die vielbesprochene Frage betrifft, ob die Forelle höre, so scheint es ausgemachte Thatsache zu sein, daß sie einen außerhalb des Wassers erregten Lärm nicht hört. Man hat wenige Ellen von einer Forelle entfernt Gewehre abgefeuert und keinerlei Symptome der Unruhe bei ihr wahrgenommen, was gewiß geschehen wäre, wenn sie den Knall gehört hätte; und obgleich einige englische Werke über das Angeln dem Angler anrathen, bei diesem Geschäfte nicht laut zu sprechen, weil er sonst die Fische verschrecken könnte, so ist so viel gewiß, daß der Angler weder durch Sprechen noch durch sonst einen Lärm, den er macht, Gefahr läuft, die Forellen zu verschrecken. Man hat sie häufig unter einer Eisenbahnbrücke gerade in dem Augenblick gefangen, wo der Zug auf ihr dahinrollte. Von allen Sinnen, welche die Forelle besitzt, ist das Gesicht der vollkommenste und derjenige, welcher dem Angler am meisten zu schaffen macht. Die Naturforscher behaupten zwar, man könne aus dem Aussehen und dem Bau des Auges nicht schließen, daß das Gesicht der Forelle ein sehr scharfes sei;

allein der Angler hat allen Grund, entgegengesetzter Ansicht zu sein. Die Forellen können selbst im fließenden Wasser die kleinste Fliege entdecken, und Nachts, wenn es so dunkel ist, daß der Angler weder seine Fliege noch selbst seine Angelruthe sehen kann, wird die Forelle eine Schnakenfliege wahrnehmen und ergreifen, was gewiß ein Beweis ist für den Besitz außerordentlich scharfer Sehkräfte. Die Augen der Forelle liegen in der Stirne des Kopfes und schauen seitwärts, so daß sie nicht nur nach vornen, sondern auch nach beiden Seiten und selbst ein wenig nach hinten sehen kann.

Pariser Blätter erzählen folgende Anekdote.

Unlängst wurde einer armen Frau, die ihre Miethe nicht bezahlen konnte, das Mobilar öffentlich versteigert und das Meiste vom Miethsherrn erstanden. Ein Gemälde — reiner Schund — wird für 1 Francs ausgerufen. Der berühmte Maler K., zufällig anwesend und von dem Elend der Unglücklichen tief ergriffen, läßt sich die Leinwand herreichen, prüft das Fabrikat mit ernster Kennermiene und gibt es zurück mit dem laut tönenden Angebot von 100 Fr. Als der Miethsherr dieses hörte, dachte er: Wenn der 100 bietet, so ist das Ding mehr als das Doppelte werth, und rief: „Zweihundert.“ „Fünfhundert,“ entgegnete der Künstler. „Sechshundert“ der Andere. So trieben sie sich gegenseitig rasch in die Höhe, bis der Hausherr das letzte Angebot mit zweitausend zweihundert Francs hatte. Auf ein Mal wurde es still; der Kommissär rief zum ersten — zum zweiten — zum dritten Mal; der Hammer fiel und das Gemälde hatte seinen Besitzer geändert. Der neue Eigenthümer wendete sich hierauf an den Künstler mit der Frage, was er denn eigentlich dem Ding für einen Werth gebe? — Aufrichtig gestanden — wenn Sie 3 Fr. 50 Cent. dafür bekommen, so können Sie sich gratuliren; ich wenigstens wollte es nicht für diesen Preis. — Sie scherzen. — Nicht im Mindesten. — Sie boten ja selbst zweitausend Francs! — Allerdings! Aber nur, um einem Manne, der 25.000 Fr. Renten hat und eine arme Frau wegen 200 Fr. schuldiger Miethe ausspändet, eine Lektion zu geben. Ich habe auf Ihre feine Nase spekulirt und gewonnen. Die Rollen sind jetzt gewechselt. Sie sind der Schuldner und die Frau der Gläubiger, und Sie werden jetzt hoffentlich die Versteigerung nicht weiter fortsetzen. Sprach's — empfahl sich und komponirte seither die „Auktion der armen Frau“ für eine der nächsten Pariser Ausstellungen.

Eine Uhr aus Stroh! In einem der Pariser Strafhäuser befindet sich ein junger Mann von 18 Jahren, der, in eine Diebstahlsgegeschichte verwickelt, vor beiläufig einem Jahre zu fünfjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt wurde. Der junge Mann hat eine wunderbare Begabung zum Kopfrechnen und zur Anwendung desselben auf mechanische Kombinationen. Trotz des Mangels an geeigneten Werkzeugen führt er ohne Unterlaß seine kleinen Erfindungen aus. Das Außerordentlichste leistete er jedoch vor einigen Tagen; er fertigte, wie die „Patrie“ meldet, eine Uhr aus Stroh an. Als der Direktor, der sich für das junge Talent interessirt, den Künstler in seiner Zelle besuchte, redete ihn dieser mit den Worten an:

„Wollen Sie, Herr Direktor, mir wohl die Zeit auf Ihrer angeben, auf daß ich die meinige darnach richten könne.“ „Sie haben also eine Uhr? frug der erstaunte Direktor. „Ja, seit gestern,“ lautete die Antwort, und er wies sein kleines Kunstwerk vor. Dasselbe mißt beiläufig fünf Centimeter im Durchmesser, bei einer Stärke von zwei Centimeter; die Uhr läuft, einmal in Gang gebracht, ununterbrochen durch drei Stunden. Sie ist aus Stroh, Zwirnsäden, zwei Nähnadeln und einer Stecknadel angefertigt, das Zifferblatt ist aus Papier. Der Erfinder hofft, dieselbe bis zu einer Gangdauer von zwölf Stunden zu vervollkommen.

Die schwersten Glocken dürften etwa folgende sein: Moskau besitzt eine Glocke im Gewicht von 507.824 Pfund, eine andere von 123.442 Pfd., drei andere von 32.500 bis 62.550 Pfd. — Nowgorod 63.550 Pfd. — Osmüg 36.362 Pfd. — Wien 33.934 Pfd. — Westminster 32.350 Pfd. — Erfurt 27.988 Pfd. — Paris 26.178 Pfd. — Köln 22.648 Pfd. — Breslau 22.344 Pfd. — Oßfzig 23.602 Pfd. — York 21.836 Pfd. — Brügge 15.438 Pfd. — St. Peter in Rom 16.250 Pfd. u. s. w.

Das Porträt des P. P. Vergerius.

Die in der vorletzten Nummer dieser Blätter enthaltene Mittheilung Dr. G. G. Costa's über ein im Besitze Dr. Mer. Volpi's befindliches, angeblich von Tizian herrührendes Bild des P. P. Vergerius bedarf mehrfacher Berichtigung. Das fragliche Gemälde ist zwar ein „Prachtwerk“, aber doch ein hübsches Bild, das leider ziemlich gelitten hat und dem eine „Grünlichung der Farben“, wenn es außer der Uebermalung eine solche gäbe, recht noth thäte. Ist es aber schon zweifelhaft, ob dieses Bild überhaupt von Tizian herrühre, so ist es andererseits zweifellos, daß dieses Bild nicht das Porträt des Vergerius ist. Findet sich zwar in den Gesichtszügen eine weit entfernte Ähnlichkeit mit Vergerius, so stimmt doch schon das auf dem Stuhl angebrachte Wappen mit dem des Vergerius (nach Dr. Kandler eine Wirtshands = verza) nicht überein, und dieser kann hier durchaus nicht dargestellt sein, da wir das Bildniß eines Kardinals vor uns haben, P. P. Vergerius aber niemals Kardinal war.

P. P. Vergerius — dessen Lebensgeschichte für Krain insofern wichtig ist, als er es war, welcher im Januar 1555 zuerst Primus Teuber veranlaßte, die Bibel in die slovenische Sprache zu übersetzen — war im J. 1498 in Capo d'Istria geboren, studirte in Padua, war Johann Richter in Verona, Kriminalrichter in Padua und Rechtsanwalt in Venedig. Ohne jemals verheiratet gewesen zu sein (wie aus seinen eigenen Briefen an Pietro Aretino hervorgeht), trat er später in den Dienst der Kirche, wurde vom Papsi Klement VII. mit dem Legaten Campeggi und dem Nuntius Pimpinelli zum Reichstag nach Augsburg (1530) abgeordnet und dann am Hofe des Königs Ferdinand als Nuntius beglaubigt, von welchem letztern er Venedigien in Ungarn, Istrien und Triaul erhielt. Papsi Paul III. rief nach seiner Thronbesteigung (1534) Vergerius zurück, sandte ihn aber neuerdings als Nuntius nach Deutschland. Nach seiner Rückkunft von da entsagte Vergerius der Nuntiatur und wurde am 5. Mai 1536 zum Titularbischof von Modrusium (in Kroatien), bald darauf zum Bischof von Capo d'Istria ernannt. Im J. 1540 begab er sich nach Frankreich und zum Colloquium nach Worms. Als er von hier in seine Diözese zurückgekehrt war, erwarteten Viele seine Ernennung zum Kardinal, die aber nicht erfolgte, und es wird sogar in Abrede gestellt, daß sie jemals beschloffen gewesen sei. Im J. 1548 trat er zur evangel. Kirche über;

er begab sich nach Graubünden und von da nach Württemberg, wo er am 4. Oktober 1565 starb.

Vergerius war nie verheiratet, nie Kardinal, also auch nicht „als solcher“ mit der Nuntiatur betraut und nach Deutschland gesendet — wie Dr. Costa angibt, indem er noch hinzufügt, daß das hier in Rede stehende Kardinals-Porträt als Porträt des Vergerius „oft genannt und zitiert werde.“ (!) Wer mehr über P. P. Vergerius wissen will, lese das im J. 1855 in Braunschweig erschienene, ausgezeichnete Werk: „P. P. Vergerius, von Chr. S. Sirt.“ E.

Oesterreichische Literatur.

Oesterreichische Feldlerchen. Lieder und Gesänge in obderennischer Mundart, von H. A. Kaltenbrunner. Nürnberg 1857, bei Ebner.

In den Jahren 1826 bis 1840 hinaus erstreckte sich das Land ob der Enns einer eigenen Dichterschule, welche in dem wackern Leopold Schleichner ihren Mittelpunkt, im unvergesslichen Komponisten Schubert den Ausdruck, in Stadler, Kunt, Schiedermaier u. das Organ ihrer Lieder fand. Jener Blüthenzeit oberösterreichischer Dichtung gehörten Schröckinger, Anna Susan, Maria Sedelmaier, Franz v. Erko, Mikolajsch, Otto Prechtler, Franz Stelzhammer, Wilhelm Firkert u. an; Gmundner war das sommerliche Stellbild dieser geistigen Verbindung; ihr innig befreundet standen Lenau, bald nach seiner Rückkehr aus Amerika, Helmine v. Chezy mit ihren Söhnen Wilhelm und Max u. Der rüstigste von allen diesen vaterländischen Sängern aber, in voller Jugendkraft, war und blieb H. A. Kaltenbrunner.

Er bewegte sich bisher fast in allen Zweigen poetischer Schöpfung mit gleichem Glücke, wovon sein Trauerspiel: „Der letzte Konstantin,“ zahllose lyrische Leistungen u. den besten Beweis liefern. Vor Allen aber versteht Kaltenbrunner Denkwiese und Sprache der eigentlichen Obderennser, seiner Landsleute, wie kein Zweiter. Wie er ihre Ausdrucksweise aufzufassen weiß, erprobte er in dem 1845 erschienenen Bande oberösterreichischer Lieder, in dem 1848 herausgegebenen: „Alm und Gith“, endlich in dem so eben vorliegenden, 240 Seiten reichen 3. Bande, der ein stetes geistiges Fortschreiten des Verfassers, bei dem festesten Trennen an der alten warmen Gemüthlichkeit, der Lesewelt als willkommene Spende bringt. Um auch jenen Lesern, welche mit dem Dialekte des Volkes, aus dessen Seele diese Lieder entlehnt sind, nicht vertraut sind, mundgerecht zu machen, ist der 3. Band mit einer Einleitung zum grammatischen Verständnisse, 4 Seiten Anmerkungen und einem Idiotikon von 50 Seiten versehen; letzteres besonders zweckmäßig durch die vielen Hinweisungen auf das Mittelhochdeutsch. — Das Buch selbst zerfällt in vier Abtheilungen, von denen die erste „Lieder und Gesänge“ durch die Dichtungen: D' Mutter'sprach p. 4, Kreuz und Kreuzl p. 12, s' Schnaderhüpfel p. 18, Tanzl p. 24, s' Danbamel p. 39, Politisch p. 53, d' heil' Zahl p. 66, s' Unglück p. 72, der verjögte Bam (Spiegelbild des Dichters) p. 75; die zweite: „Allerhand Leut“ durch: In der Stadt p. 85, der Traumindl p. 101; die dritte: „Gschichtel und Gschichtel“ durch: Wie guet is' s, wann der Mensch was glernt hat p. 135, der Kaiser und der Lampfwirth p. 152, n' Schneider sein Rechnung p. 165, d' Ewigkeit p. 184, ma möge und möge nö p. 199, Gensdarmere = Lied p. 219, besonders ansprechen. Die vierte enthält zu den 56 andern poetischen Stücken 12 Gelegenheits-Gedichte. Der Grundcharakter in allen ist das naive, kerngesunde, humoristische, heitere, gemüthliche Volkselement. Vorherrschend als Versmaß ist der muntere Daktyl, der ebenmäßige Begleiter zum Takte des Ländlertanzes. — Das ganze Werk befriedigt als echt österreicherischer Natur- und Kunstgabe.

Dr. Rudolf Luff.